Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 79 (1985)

Heft: 1

Artikel: Solidarität in dürftigen Zeiten : dürftige Zeiten fallen nicht vom Himmel ; Eine christliche und eine sozialistische Geschichte der Solidarität ; Fette und magere Jahre ; Vom kleinen Einmaleins der Freundschaft und des Netzwerks zum grossen Einmaleins d...

Autor: Simpfendörfer, Werner

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143167

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Werner Simpfendörfer

Solidarität in dürftigen Zeiten

Dürftige Zeiten fallen nicht vom Himmel

Wir gehen miteinander davon aus, dass wir in dürftige Zeiten geraten sind. Wir haben von Erfahrungen mit geknickten Hoffungen berichtet und gehört, und es ist ein dürftiges, ein beklemmendes Bild unserer Lage entstanden, in die wir geraten sind, so wie man in ein Unwetter oder eine Katastrophe oder eine Flaute gerät.

Zu diesem Bild der Lage möchte ich als erstes die Erfahrung beitragen, dass dürftige Zeiten nicht vom Himmel fallen, nicht über uns kommen wie Naturkatastrophen – dürftige Zeiten haben ihre Vorgeschichte. *Dürftige Zeiten werden gemacht* – so wie der Hunger und das Elend und die Arbeitslosigkeit gemacht werden. Derartige Katastrophen werden gemacht unter unserer eigenen Mitbeteiligung. Dürftige Zeiten sind nicht nur, aber sie sind auch ein Ergebnis unserer eigenen Fehler – von Fehleinschätzungen der Gesamtlage, Fehleinschätzungen unserer Möglichkeiten und Potenzen und daraus folgendem Fehlverhalten und falschen Strategien, die dann zu geknickten Hoffnungen führen. Aus meinem eigenen Erfahrungsbereich möchte ich das an zwei Beispielen illustrieren:

– Ich war mehrmals beteiligt am Entstehen dürftiger Zeiten im Bereich von Gruppen und Organisationen, indem ich die falschen Leute an die falschen Stellen brachte oder kommen liess. In sehr vielen Fällen werden dürftige Zeiten durch *falsche Personalentscheidungen* erzeugt. Eine ganze Reihe wichtiger und hoffnungsvoller Reformbewegungen in Kirche und Gesellschaft sind daran gescheitert, dass der Falsche oder die Falsche an die falsche Stelle gekommen sind. Ich möchte hier weder von Washington noch von Moskau, weder von Rom noch von Genf reden, sondern uns einfach an unseren eigenen Erfahrungs- und Einflussbereich erinnern.

– Ich habe häufig miterlebt und mitgemacht, dass die Verknüpfung von Idee und effektiver Praxis, von Bewegung und Institution, von Vision und Macht nicht gelungen ist. Für die «Grünen» in der BRD ist dieses Problem gegenwärtig wieder einmal eine Frage auf Leben und Tod, und in gewisser Weise gilt das für jede Initiative und Bewegung – wiederum in Kirche und Gesellschaft. Jede Idee drängt nach Dauerhaftigkeit. Aber leider gilt: *Keine Dauer ohne Power.* Und dann lautet die Gretchenfrage: Wie verhindern wir, dass die Power, die Macht – heute vor allem in Gestalt der Bürokratie – sich verselbständigt und sich gegen die kehrt, denen sie dienen soll.

Dürftige Zeiten werden gemacht, das ist meine erste Erfahrungsthese. Ich möchte diesen Abschnitt abschliessen, indem ich sie positiv wende: Weil dürftige Zeiten gemacht werden, muss und kann *auch Solidarität gemacht* werden. Auch sie fällt nicht vom Himmel, sondern liegt in unserer aktiven Verantwortung. Und so wie wir die Ursachen für dürftige Zeiten – zumal bei uns selbst – ausfindig machen und beim Namen nennen müssen, damit es auch in dürftigen Zeiten wieder zum Blühen und Wachsen komme, so müssen wir auch die Voraussetzungen und Bedingungen für Solida-

rität miteinander studieren, benennen und herbeiführen.

Eine christliche und eine sozialistische Geschichte der Solidarität

Dürftige Zeiten haben ihre Geschichte, und so hat sie auch die Solidarität. Ohne dies jetzt im einzelnen auszuführen, gehe ich von der historischen These aus, dass Solidarität eine christliche und eine sozialistische Geschichte hat. Die Wahrnehmung dieser historischen Herkünfte gehört zur Benennung der Voraussetzungen und Bedingungen, Solidarität neu zu bauen. Denn mit diesen beiden geschichtlichen Wurzeln sind inhaltliche Orientierungen vorgegeben, an die wir uns – wie kritisch auch immer – erinnern müssen, wenn wir uns an den Neubau von Solidarität machen wollen.

Solidarität entsteht nicht auf der grünen Wiese, und sie kann auch nicht erst in dürftigen Zeiten entwickelt werden. Genauso wenig es stimmt, dass Not beten lehrt, genauso wenig stimmt es, dass dürftige Zeiten automatisch Solidarität erzeugen. *Dürftige Zeiten* sind vielmehr ein *schlechter Nährboden für Solidarität,* weil sie alle möglichen Spaltpilze mobilisieren, eher zur Entzweiung, zur gegenseitigen Schuldzuweisung und zur Entmutigung beitragen als zur Entwicklung von Solidarität. Es besteht ein tiefgreifender Zusammenhang zwischen dürftigen Zeiten und Prozessen der Ent-Solidarisierung. Dazu zwei historische Erinnerungen:

– Die vierzigjährige Wüstenwanderung Israels scheint eine einzige Folge von Entsolidarisierungskämpfen gewesen zu sein, die in dem Verlangen gipfelten, zu den Fleischtöpfen Ägyptens und damit in die Sklaverei zurückgeführt zu werden.

– Auch die sozialistische Geschichte kennt traurige Beispiele solcher Entsolidarisierungsprozesse in dürftigen Zeiten. Ich erinnere nur an das tragische Scheitern des Wiener Arbeiteraufstandes zu Beginn der 30er Jahre oder an das nicht weniger tragische Scheitern der sozialistischen Revolution in Grenada, die nach meiner Einschätzung – übrigens im Gegensatz zu Kuba! – an einem tiefgreifenden sozialen Entsolidarisierungsprozess zerbrochen ist.

Natürlich sind in jedem Fall die weiterreichenden politischen und sozialen Rahmenbedingungen in Rechnung zu stellen, die solche Entsolidarisierungsprozesse von aussen gefördert haben und noch fördern. In unserem Zusammenhang möchte ich mit diesen Erinnerungen nur meine zweite Erfahrungsthese illustrieren, dass Solidarität nicht erst in dürftigen Zeiten entstehen kann. Sie muss ihre Herkünfte wahrnehmen und ihnen auch treu bleiben, sie er-innern.

Fette und magere Jahre

Initiative zu und Pflege von Solidarität muss also jenseits dürftiger Zeiten ansetzen. Ich möchte die Erfahrungsthese wagen, dass Entstehung und Wachstum von Solidarität mit guten Zeiten, mit günstigen Zeiten, mit Zeiten des Erfolgs, mit «reichen» Zeiten verknüpft ist. Die meisten von Ihnen werden die Geschichte von den sieben fetten und den sieben mageren Jahren kennen – jene Josefs-Geschichte, die Peter Krieg in seinem faszinierenden Film «Septemberweizen» umgesetzt hat. Peter Krieg interpretiert diese Geschichte ja in der Weise, dass die Strategie «Weizen als Waffe» schon so alt sei wie die Josefs-Geschichte. Ich halte das für eine mögliche, aber nicht für die einzig mögliche Deutung.

Für unseren Zusammenhang lerne ich aus dieser Geschichte, dass Solidarität in guten Jahren, unter günstigen Bedingungen gepflanzt, gepflegt und gestärkt werden muss, damit sie in dürftigen Zeiten zum Durchhalten beitragen und selber überleben kann. Damit ist nicht gesagt, dass Solidarität vom Erfolg lebt. Selbst in sogenannten Erfolgszeiten gibt es ja Enttäuschungen, Niederlagen und Rückschläge. Aber wie alles Menschliche braucht auch Solidarität Perioden der Ermutigung, Schonräume des Wachs-

tums, Chancen der Erprobung mit der Möglichkeit sowohl des Erfolges als auch des Scheiterns. Im Scheitern mögen dabei Wunden entstehen, die aber dann nicht tödlich sein müssen, weil noch Heilungsreserven mobilisierbar sind, die wir aus den guten Zeiten, den «fetten Jahren» herübergerettet haben. Solidarität, die sich in dürftigen Zeiten bewähren soll, muss eine solche Wachstumsgeschichte hinter sich haben oder wenigstens in eine solche Wachstumsgeschichte eingebettet sein.

In diesem Zusammenhang gibt mir die Beobachtung zu denken, dass in den letzten Jahren in der BRD die junge Generation das Gespräch mit ihren politischen Grossvätern und Grossmüttern sucht, weil sie spürt, dass sie zur Weiterentwicklung ihrer eigenen Solidarität diesen Wurzelgrund erkunden und sich in diese Wachstumsgeschichte einordnen muss. Die grossen Versammlungen von jungen Christen aus ganz Europa zur Kommemorierung des Darmstädter Wortes oder des Barmer Bekenntnisses waren ja gerade nicht als öffentliche Denkmalspflege gemeint und angelegt, wie wir das in den kirchlichen Grossunternehmen der Luther- und Zwingli-Jahre erlebt haben, sondern waren gemeint und angelegt als Vergegenwärtigung und Vergewisserung dieser Solidaritäts-Geschichte im konkreten Gespräch mit den Vätern und Müttern, mit den Grossmüttern und Grossvätern dieser Geschichte.

Vom kleinen Einmaleins der Freundschaft und des Netzwerks zum grossen Einmaleins der Revolution und der neuen Stadt

An dieser Stelle möchte ich mit Ihnen einen Text von Dorothee Sölle meditieren, den ich in ihrem Gedichtband «Spiel doch von Brot und Rosen» gefunden habe:

Für die jungen Genossen

Einer und ein freund und ein freund und ein freund
sag nicht das gibt vier
es sind mehr
das kleine einmaleins ist die freundschaft
das grosse die revolution

Fang mit dem kleinen an
denn ein freund herrscht nicht
ein freund hat immer zeit
oder er weiss einen der jetzt zeit hat
ein freund weiss immer rat
oder er kennt einen andern der rat weiss
ein freund ist immer zuständig
oder er findet wer zuständig ist

Das kleine einmaleins ist das netzwerk
das grosse die neue stadt

Dieser Text ist für mich ein Beispiel dafür, wie es gelingen kann, Konflikt und Ästhetik zusammenzuhalten. Deswegen widerstrebt es mir eigentlich, diesen Text weiter zu kommentieren. Andererseits ist er ja auch als Anleitung zum Konflikt gemeint und geschrieben, und deshalb möchte ich für unseren Zusammenhang daraus folgendes entnehmen: Das kleine Einmaleins der Freundschaft und des Netzwerks beschreibt jene Schonräume, in denen Solidarität eingeübt und gelernt werden kann. Mit ihnen sollen wir anfangen, dort sollen wir den Konflikt lernen, uns auf den Konflikt einstellen. Das kleine Einmaleins der Freundschaft und des Netzwerks – sie bieten Chancen der Erprobung von Solidarität. Und der Text beschreibt in einer mich bewegenden Weise die Grundinhalte dessen, was Solidarität heisst. Wer sich einigermassen auskennt, weiss, dass weder Freundschaften noch Netzwerke Idylle bilden, konfliktfreie Inseln darstellen, bloss Harmonieerfahrungen offerieren. Solidarität, die hier erprobt wird, macht auch Erfahrungen von Enttäuschungen, Schuldzuweisungen, Verwundungen. Aber im Rahmen dieses kleinen Einmaleins dürfen noch Fehler gemacht werden. Da können Wunden noch vernarben, und Narben können zu stärkermachenden Elementen von Widerstand

und Befreiung werden. Auch – und gerade – in dürftigen Zeiten müssen wir dafür sorgen, dass solche überschaubaren Wachstumsräume der Solidarität entstehen, freigehalten und verteidigt werden.

Aber das kleine Einmaleins ist Übungsfeld für das grosse Einmaleins. Lassen Sie mich hier einen lateinamerikanischen Text einblenden, weil er uns helfen kann, diesen schwierigen Schritt vom kleinen zum grossen Lernfeld, vom kleinen zum grossen Einmaleins zu verstehen. Ich habe ihn auf einem Poster gefunden, das vielleicht einige von Ihnen kennen.

Lob des Lernens

Für die,
deren Zeit gekommen ist,
ist es nie zu spät.
Lerne das ABC.
Es genügt nicht,
aber lerne es.
Lass dir nichts einreden,
sieh selber nach.
Was du nicht selber weisst,
weisst du nicht.
Prüfe die Rechnung.
Du musst sie bezahlen!

Darum sollen wir das kleine Einmaleins von Freundschaft und Netzwerk lernen, damit wir das grosse Einmaleins von Revolution und neuer Stadt, wenn schon nicht beherrschen, so doch zu verstehen und da und dort zu praktizieren anfangen. «Revolution» und «neue Stadt» sind grosse Worte, und in ihnen blitzen für uns Ältere die Erinnerungen an die «fetten» 60er Jahre auf. In unseren dürftigen Zeiten sind sie uns ferngerückt. Wem geknickte Hoffnungen im Nacken sitzen, der ist selten für eine Revolution zu mobilisieren. Und doch signalisieren die Stichworte «Revolution» und «neue Stadt» in unserem Zusammenhang noch immer eine Vision, eine Zukunftsschau, ein Ziel, auf das zu hoffen uns Freundschaft und Netzwerk bestärken. Solidarität kann nur wachsen in der gemeinsamen Artikulation von Visionen, in der Formulierung gemeinsamer Ziele. Davon lebt sie in dürftigen Zeiten ebenso sehr wie aus ihrer Herkunfts- und Wachstumsgeschichte. Beides ist nötig, damit Solidarität zur Praxis wird.

«Revolution» lese ich hier als Chiffre für Veränderung in Richtung auf Gerechtigkeit. «Neue Stadt» lese ich als Chiffre für eine neue Qualität der Gemeinschaft und der Beziehungen zwischen Männern und Frauen, Armen und Reichen, Regierenden und Regierten. Solidarität braucht solche gemeinsamen Ziele, weil sie sonst nicht operationsfähig wird, sondern ins Diffuse gerät. Solidarität braucht nicht nur ein gewachsenes Woher, sondern auch ein im öffentlichen Bekenntnis formuliertes Wohin. Solidarität, die nur eine Geschichte, aber kein Ziel, die nur einen Anlass, aber keine Vision hat, wird keinen Konflikt überstehen. Sie wird weder kämpfen noch Widerstand leisten; sie wird nicht einmal zu einer gemeinsamen Aktion fähig sein.

Ich möchte das illustrieren an der *Unterscheidung zwischen Kollegialität und Solidarität:* Ich habe eine Menge Kollegen, mit denen ich bei gegebenem Anlass und in akuten Situationen Kollegialität praktizieren und mit denen ich z.B. dann auch eine akute Panne ausbügeln kann. Ich kenne aber nur wenige, mit denen ich mich solidarisieren kann bis hin zur Bereitschaft, miteinander zu leiden als Konsequenz eines gemeinsamen Engagements für eine Vision – etwa für die Vision «kein Friede ohne Gerechtigkeit», oder die Vision, wie sie die Theologie der Befreiung entwickelt und dargestellt hat. Nach meiner Erfahrung findet Kollegialität ihre Grenzen an der Opferbereitschaft. Solidarität erweist sich aber darin, dass die gemeinsame Bereitschaft besteht, Opfer zu bringen. Auch der Begriff «Opfer» mag ein zu grosses Wort sein. Im Alltag geht es immer um kleine Zeichen, Handlungen, die aber wenigstens Spurenelemente dieser Substanz enthal-

ten müssen, wenn Solidarität praktiziert werden will; denn der Wortsinn von Solidarität bedeutet: füreinander einstehen. Und das heisst im äussersten Ernstfall: sich an die Stelle des Opfers stellen.

Dialogische Verständigung über die gemeinsamen Ziele

Wenn wir «Revolution» und «neue Stadt» als Leuchtsignale einer anderen Zukunft, einer anderen Lebensqualität, einer anderen Sozialgestalt verstehen, für die Solidarität und Opfer sich lohnen, wie können wir dann verhindern, dass solche Leuchtsignale in unseren dürftigen Zeiten erlöschen oder inhuman missbraucht werden? Wenn ich recht sehe, ist eine der grössten Gefahren unserer dürftigen Zeiten die Vereinnahmung, die *Prostitution von Zielen und Visionen.* So sind wir beispielsweise Zeugen einer kapitalistischen Weltrevolution, die einen Frieden auf Kosten der Opfer sucht (der Dollar hat vor zwei Tagen die Grenze von drei DM erreicht, was uns nicht weh tut, aber die Länder der Dritten Welt ruiniert). Oder: Meines Erachtens gehen wir mit der Einführung des Kabelfernsehens einem Gespenst von «neuer Stadt» entgegen, wo wir uns nicht mehr auf Strassen und Plätzen begegnen werden, sondern über Kanäle und Computer miteinander verkehren. Natürlich ist auch diese Erfahrung nicht neu, und wir müssen aus der Geschichte lernen, dass Solidarität immer wieder für schändliche Ziele missbraucht wird, dass falsche Signale gesetzt oder richtige Signale missdeutet werden. Die alte und neue Geschichte unserer Kirchen ebenso wie der verschiedenen Sozialismen ist voll davon.

Aus diesem Grund müssen wir gerade in dürftigen Zeiten, wo die Verwirrung und Verführung besonders grassiert, die Frage verschärft stellen: Solidarität – wofür? Diese Frage kann und will ich jetzt nicht erörtern oder gar beantworten, aber ich möchte betonen, dass Solidarität in dürftigen Zeiten dringend der Zieldiskussion bedarf. Ich möchte jetzt nicht auf das echte Problem eingehen, dass Diskussionen mehr verwirren als klären können. Aber ohne Diskussion und Dialog kommt es ganz bestimmt nicht zur Neugestaltung der Solidarität, die nur in dem schwierigen Prozess der laufenden Verständigung über die Ziele wachsen kann. In diesem Sinne möchte ich dem Sölle-Text eine dritte Dimension hinzufügen:

Das kleine Einmaleins ist der Dialog,
das grosse ist das Palaver.

Ein Teil unserer dürftigen Zeiten und der sich darin abspielenden Entsolidarisierungsprozesse hängt mit unserem wachsenden Sprachverlust, mit unserer wachsenden Gesprächsunfähigkeit zusammen – damit, dass wir immer weniger verstehen, Zeichen zu lesen, auch und gerade die stummen Zeichen, die aus der Gesellschaft und aus unserer natürlichen Umwelt zu uns dringen. Auch an diesem wachsenden Analphabetentum sind wir nicht unschuldig, weil wir heute stärker als früher zum *Wahrheitsfanatismus* neigen, dazu, die Malaise unserer Zeit so oder so monokausal zu erklären, die Schuld auf einzelne Gruppen, auf einzelne Institutionen oder auf einzelne Erscheinungen zu schieben: auf die Multis oder auf Reagan oder auf den Kapitalismus oder auf die Bürokratie oder auf die Kirche. In dem Buch «Der Name der Rose» stiess ich auf den für einen Theologen zunächst höchst befremdlichen Satz: «Vielleicht gibt es am Ende nur eines zu tun, wenn man die Menschen liebt: sie über die Wahrheit zum Lachen zu bringen, die Wahrheit zum Lachen bringen; denn die einzige Wahrheit heisst: lernen, sich von der krankhaften Leidenschaft für die Wahrheit zu befreien.»

Vision vom grossen Palaver

Dieser Befreiungsprozess vom Wahrheitsfanatismus beginnt mit dem Dialog, in dem ich meine Wahrheit aufs Spiel set-

ze, und er gewinnt sein stärkstes und schönstes Profil in der Vision vom grossen Palaver, in dem jeder Beteiligte und Betroffene (nicht jeder Beliebige!) mit jedem anderen über alles reden kann. Das erscheint mir als die höchste, aber gewiss zugleich prekärste, am meisten gefährdete Gestalt von Solidarität. In diesen Denk- und Lebenszusammenhang hinein gehört für mich das schöne Wort von der *revolutionären Geduld.* Denn nichts ist im Dialog und im Palaver nötiger als die Geduld des gelassenen Zu- und Anhörens. Kein Wunder, dass Palaver dort, wo es seine Heimat hat (nämlich in Afrika), auch seine Zeit beansprucht. Freilich müssen Dialog und Palaver vor der Geschwätzigkeit geschützt werden. Weder das Weitergeben von gestrigen Worthülsen, noch das ziel- und planlose Drauflosgerede in der Hoffnung, dass einem während des Redens die Gedanken kommen, dürfen damit verwechselt werden.

Es ist kein Wunder, dass in dürftigen Zeiten ernsthafte Gespräche oft ins Stottern, ins mühsame Suchen nach Wörtern und Formulierungen geraten. Dürftige Zeiten sind Gelegenheiten, das Buchstabieren, das Artikulieren und Kommunizieren neuer Sachverhalte und Wirklichkeitserfahrungen zu lernen. So kann die Dürftigkeit der Zeiten uns zu einer neuen Aufmerksamkeit aufs Detail verhelfen und damit aufmerksam machen auf ein allzu oft übersehenes und versäumtes Grundelement der Solidarität: auf die Liebe zum Detail. Da ich selbst mehr den Hang zur Grosszügigkeit als zum Detail habe, bin ich froh, dass in meinen Solidaritätsbeziehungen und Solidaritätsgruppen Leute sitzen, die dem Detail auf die Finger sehen und aufs Detail achten. Nur wenn wir im Detail aufmerksam bleiben, können wir auch im Ganzen solidarisch, zuverlässig, in Treue handeln.

Solidarität nur nach vorwärts interessant

Nun möchte ich noch einen letzten Anlauf nehmen, um meinem Thema gerecht zu werden, weil mich die Behauptung im Einladungsprogramm irritiert und provoziert hat, dass «in dieser veränderten Umwelt Solidarität einen neuen Inhalt bekommt». Mit dieser These möchte ich mich kritisch auseinandersetzen, obwohl ich ihren Verfassern vielleicht damit unrecht tue. Aber die These fordert mich jedenfalls dazu heraus, kritisch Stellung zu nehmen zu Einstellungen und Praktiken, die ich im Zeitalter der sogenannten Wende beobachte, in dem alles Mögliche einen neuen Inhalt bekommt. So erleben wir beispielsweise in der politischen Wendelandschaft der Bundesrepublik gegenwärtig eine Perversion des Solidaritätsbegriffs, wenn dieser Tage unser Arbeits- und Sozialminister verkündet, dass die Streichung von Behinderten-Vergünstigungen und damit die Reduzierung der Solidargemeinschaft mit den Behinderten ausschliesslich dem Ziel diene, den Arbeitgebern grössere Spielräume für eine behindertenfreundliche Beschäftigungspolitik zu vermitteln. Solidarität bekommt einen neuen Inhalt! Fürwahr. . ., sie geht lediglich in andere Hände über.

Ich beginne mit dem Versuch, zwei positive Deutungen der Einladungsthese vorzunehmen, «dass sich unter den Bedingungen dürftiger Zeiten der Inhalt der Solidarität ändere»:

– Es ist möglich, dass in dürftigen Zeiten *neue Koalitionen* entstehen; Koalitionen, an die wir in den fetten Zeiten entweder gar nicht gedacht, die wir verachtet oder bestenfalls ungenügend ausgebaut haben. Die Frauenbewegung, die Umweltbewegung oder die Friedensbewegung und ihre Konvergenz sind dafür aktuelle Beispiele. Sie formen sowohl in sich selbst wie untereinander neuartige Koalitionen, die zweifellos auch jeweils zu neuen Inhalten führen. Sind das aber Inhalte für neue Solidarität oder eher Inhalte, die zu neuen Spaltungen führen? Ohne dem jetzt im einzelnen nachgehen zu können, möchte ich aus meiner ökumenischen Erfahrung heraus sagen, dass

neue Koalitionen zwischen unterschiedlichen Kulturen durchaus zu neuen Inhalten führen. Zusammenprall und Dialog mit den Kirchen und Völkern der Dritten Welt haben tiefe Einbrüche in unsere soliden europäischen Theologien gebracht – wir tagen hier ja unter dem Zeichen des Prozesses gegen Leonardo Boff –, und dasselbe gilt vermutlich auch auf längere Sicht für Zusammenprall und Dialog zwischen weiblicher und männlicher Kultur.

– Es ist möglich, dass in dürftigen Zeiten *neue Quellen* der Solidarität entdeckt und erschlossen werden. Nur als Stichworte nenne ich die sich entwickelnden autonomen Gemeinschafts- und Lebensformen, die feministischen Auslegungen der Wirklichkeit, die materialistische Bibellektüre. Es wäre müssig, darüber zu streiten, ob und inwiefern sie wirklich neu sind. Indem diese Quellen heute und hier sprudeln in Umgebungen, wo früher Trockenheit und Mangel herrschten; indem diese Quellen heute und hier Speise und Trank bieten, wo früher Hunger und Durst herrschten; indem das faktisch passiert, sind diese Quellen neu.

Dennoch stelle ich die kritische Frage an beide Phänomene: Kreieren, schaffen sie wirklich der Solidarität neue Inhalte und neue Substanz? Natürlich steckt in dieser Frage eine kritische Gegenthese, die ich abschliessend in zwei Richtungen entfalten möchte:

– Ich befürchte, dass wenn wir in dürftigen Zeiten der Solidarität neue Inhalte zubilligen oder zumuten, dann der neue Name für Solidarität *«Provinz»* und *«Ghetto»* heisst. Das jedenfalls ist der Trend, den ich konkret lokal, regional und weltweit erkenne. Dass wir unsere ökumenische Identität nicht mehr aus Genf oder Rom beziehen, dass wir unsere europäische Identität nicht mehr in Washington oder Moskau definieren lassen, ist eine Sache. Die andere ist der entschiedene Widerstand gegen die Umwidmung dieser berechtigten Selbstbesinnung und notwendigen Selbstverantwortung in einen resignierten Provinzialismus oder in eine selbstgewisse Ghetto-Attitüde. Die Besinnung auf unser Selbst wird – vor allem wenn wir über Solidarität reden – nur einen Sinn ergeben, wenn wir sie in den Zusammenhang des grösseren Haushalts der ganzen bewohnten Erde stellen.

Das ist – zugegebenermassen – ein grosser Sprung. Wir müssen ihn aber machen, und ich verknüpfe ihn mit meiner zweiten Befürchtung gegenüber der Einladungsthese:

– Ich befürchte, dass wenn wir den dürftigen Zeiten neue Inhalte der Solidarität zubilligen oder zumuten, dann der neue Name für Solidarität nur noch Widerstand ohne Befreiung, stabiles Lager statt langer Marsch, Innendynamik statt Vorwärtsdynamik heisst. In Abwandlung eines Wortes des von mir sehr geliebten Teilhard de Chardin möchte ich sagen: Solidarität ist nur nach vorwärts interessant. Die Philosophen pflegen hier von Transzendieren zu reden, vom Überschreiten des Hier und Jetzt. Als Theologe möchte ich schliessen mit der Erinnerung an *die biblische Erfahrung der Treue:*

Treue ist die Zuverlässigkeit auf dem Weg zum gemeinsam verabredeten Ziel. Soweit ich sehe, haben wir uns hier zu dem Ziel einer für alle Menschen bewohnbaren Erde verabredet. Lassen Sie uns diesem Ziel treu bleiben, auch und gerade in den kleinen Schritten, die wir tun können, in dem kleinen Einmaleins, das wir, wenn nicht beherrschen, so doch lernen müssen. Aber sehen wir zu, dass wir über den kleinen Schritten die grosse Vision der für alle Menschen bewohnbaren Erde nicht aus den Augen verlieren.

■